

Die vergessenen Indianer vom Range Creek

Von Hubertus Breuer

In einem abgeschiedenen Canyon Utahs überdauerten jahrhundertlang nahezu unberührt Siedlungen der rätselhaften Fremont-Indianer.

NACH LANGER FAHRT ÜBER EINEN STAUBIGEN FELDWEG bringt die Archäologin Corinne Springer ihren verbeulten Geländewagen auf einer Anhöhe zum Stehen. Mit der Wüste Utahs im Rücken bietet sich uns ein geradezu idyllischer Anblick. Zu unseren Füßen windet sich der Range Creek durch sein sonniges Tal. Pappeln wachsen an seinen Ufern, Buschwerk und Nadelgehölz ziehen sich die steilen Hänge hinauf. Das schmale Flüsschen hat sich im Lauf von Jahrtausenden in diese Hochebene eingegraben. Die Anhöhe liegt etwa 2700 Meter über dem Meeresspiegel. Das verrät ein Schild neben dem Wagen. Es ist von Schrottkörnern durchsiebt. »Beliebter Sport in der Gegend«, meint die Archäologin knapp. »Immerhin besser, als auf die Felsmalereien zu ballern.«

Vor über tausend Jahren, zur Zeit des Mittelalters in Europa, bewohnten Indianer dieses Tal – eine Kultur, die sich den Südwesten der heutigen USA mit den Anasazi, Hohokam und Mogollon teilte. Was der abgelegene Canyon verbirgt, hat

seit jener längst vergangenen Besiedlung kaum jemand zu Gesicht bekommen. Nicht einmal die Fachleute im nahen Salt Lake City wussten davon. Erst eine glückliche Fügung öffnete ihnen die Tore zu dem Tal und seinen Fundstätten. Im Juli gaben sie die Entdeckung der Öffentlichkeit bekannt.

Idylle im Canyon

Als die Fremont hier lebten, hätte man von unserem Standpunkt aus vermutlich auf Mais- und Kürbisfelder geblickt, die sie künstlich bewässerten; Rauch wäre von Lagerstellen und kleinen Dörfern aufgestiegen. Zwischen den mit Bruchstein und Zedernholzdächern errichteten Häusern schlugen diese Indianer Pfeilspitzen aus Silexknollen und flochten Körbe. Sie verzierten ihre Keramik und bemalten Felswände mit roten, schwarzen und weißen Bildern oder ritzten Zeichnungen in die Oxidschicht auf dem Stein, die Petroglyphen. Hier im Tal, vermuten Archäologen, lebten die Fremont weit gehend autark. Es

gab Rotwild, Elche, Bisons sowie kleinere Wildtiere und natürlich Fische. Bisweilen kamen Anasazi vorbei, die Töpferware und andere Handelsware brachten.

Der Archäologe Noel Morss hat diese Kultur 1931 im Fremont Drainage Basin entdeckt. Doch trotz der langen Forschungsgeschichte liegt die Herkunft dieser Indianer noch im Dunkeln. Vor rund 2000 bis 2500 Jahren breitete sich, aus den Gebieten des heutigen Mexiko kommend, erstmals Mais und damit auch Landwirtschaft in Nordamerika aus. Die ältesten Maiskolben im Verbreitungsgebiet der Fremont, das sich grob über den Bundesstaat Utah erstreckte, sind rund 2000 Jahre alt. Doch offenbar war der Anbau von Nutzpflanzen zu Beginn nicht mehr als eine Nebenbeschäftigung. Erst nach und nach begannen die Menschen, Töpferware herzustellen, Mahlsteine zu nutzen und einfache Hütten zu bauen. Um rund 750 n. Chr. tauchen die fremonttypischen Grubenhäuser auf: Sie sind rund, einen Meter in den Boden vertieft, mit einem niedrigen Mauerring und einem Dach aus Zedernholz versehen, mit Buschwerk, Rinden und Lehm abgedichtet.

Leider ist das Bild dieser Kultur alles andere als einheitlich. Die Indianer lebten in kleinen Gruppen, von denen zwar einige sich dem Maisanbau widmeten, andere aber hauptsächlich auf die Jagd gingen und dritte sogar beide Ressourcen gleichermaßen nutzten. Ähnlich uneinheitlich und für Fachleute verwirrend stellt sich der Fundbestand dar. Nordamerikanische Archäologen nennen in der Regel ▶

Wühlen in alten Gräbern

»Euren Namen haben wir vorhin gehört, Mr. Charley. Welche Arbeit tut Ihr denn im Westen hier? Jäger? Fallensteller?«

»Gräbersucher, Mr. Webster.«

»Wollt Ihr uns foppen, Sir?«

»Fällt mir nicht ein. Ich will erforschen, woher die jetzigen Indianer stammen. Vielleicht habt Ihr einmal gehört, dass Gräberfunde zu diesem Zweck gute Dienste leisten.«

»Hm! Habe freilich einmal gelesen, dass es Menschen gibt, die alte Gräber aufwühlen, um da drinnen Weltgeschichte oder so was zu studieren. Dummes Zeug. So ein Manns-Kind seid Ihr also auch? Wohl ein Gelehrter?«

aus »Old Surehand« von Karl May, 1894 (gekürzt)



JAMES Q. JACOBS

DIE FREMONT-INDIANER waren Meister steinzeitlicher Felskunst. Zu den schönsten Werken gehört diese als »Die drei Könige« bezeichnete Malerei aus der Nähe von Vernal (Utah). Die mittlere Figur stellt einen Sonnenträger dar, ein häufig verwendetes Motiv. Die Fremont-Künstler malten dieses Bild 125 Meter über dem Grund eines Canyons.

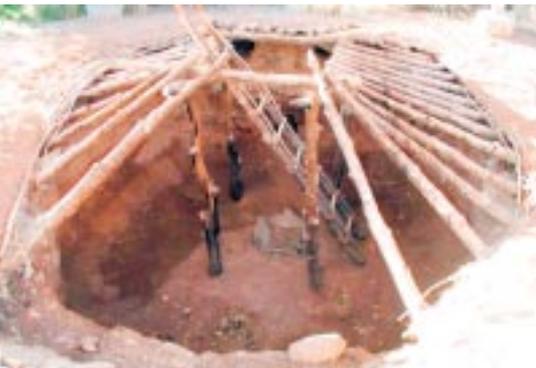
DAS HEUTIGE UTAH, genauer das westliche Colorado Plateau und das östliche Great Basin, waren einst die Heimat der Fremont-Indianer.



ENDEGRIFIK / ABENTEUER ARCHÄOLOGIE



DANT LUFES



HEB EDDINS

EINE IN DEN FELS GEBAUTE VORRATSKAMMER diente den Fremont im Range Creek Canyon zur Lagerung von Mais (oben). Typisch für diese Kultur sind die Grubenhäuser (links eine Rekonstruktion im Fremont Indian State Park in Boulder, Utah). Über einer etwa siebzig Zentimeter tiefen Grube errichteten die Indianer ein Dach aus Ästen, in der Mitte lag stets die mit Steinen umgebene Feuerstelle.

▶ vier typische Artefakte. Da sind zum einen Körbe aus zu Kreisen gebundenen Ruten, die sie mit Bast verflochten. Sodann ihre Mokassins, denen die Hufe von Dickhornschafen oder Rotwild als Absatz dienten. Weiterhin kannte diese Kultur feine graue Tonware, die weder ihre Nachbarn, die Anasazi, oder die nach den Fremont Utah bevölkernden Ute oder Shoshone herstellten. Und schließlich beeindruckten ihre Felsbilder, die den Rumpf des Menschen trapezförmig darstellten. Doch nur selten finden sich alle diese Kennzeichen gemeinsam.

Bis in die 1970er Jahre versuchten Archäologen dieses Dilemma durch die Annahme immer feiner verästelter Untergruppen zu lösen. »Sortierwut«, nennt Corinne Springer das rückblickend. »Einfach ein gewaltiges Missverständnis – die

Fremont waren nicht uneinheitlich, sondern extrem geschickt, sich unterschiedlichen Umweltbedingungen anzupassen.« Das betrifft nicht nur das Terrain, das sich vom Hochgebirge im Norden bis hin zu den Wüsten im Süden Utahs erstreckt; auch Klimaveränderungen spielten eine große Rolle. Neben ihren Artefakten scheint daher das einzig durchgängige Charakteristikum genau diese Flexibilität zu sein. Erschwerten Dürren den Anbau von Mais, verlegten sich die Stämme wieder mehr auf die Jagd und gaben sogar für einige Zeit ihre Siedlungen auf. War ihnen das Wetter mehr gewogen, blieben sie längere Zeit sesshaft. »Wir hoffen«, erklärt Springer, während sie den Geländewagen durch das pittoreske Tal steuert, »dass wir diese Lebensweise hier erstmals lückenlos dokumentieren können.«

Rund vierhundert Jahre nachdem die Fremont dieses Tal besiedelt hatten, tausend Jahre nachdem sie das erste Mal als eigenständige Kultur im Südwesten auftraten, verschwanden sie um 1300 ähnlich unvermittelt wie die anderen indianischen Kulturen jener Epoche. Zurück blieben Feuerstellen, Steinwerkzeuge, Schmuckperlen, Malereien, Ruinen. Als diese Zeugnisse der Vergangenheit entdeckt und populär wurden, bedienten sich Hinz und Kunz. Irgendwann in den 1930er Jahren sah auch ein Archäologenteam aus Harvard kurz in Range Creek vorbei, doch 1951 schlossen sich die Tore des Canyons neugierigen Blicken.

Mit dem Gewehr in der Hand

Fünzig Jahre lang gehörte er nun einem griesgrämigen Farmer namens Waldo Wilcox, der sein Tal mit Zäunen und Gattern abschottete. Er lebte zunächst mit seinen Eltern, später mit seiner Frau und vier Kindern auf der rund 1700 Hektar großen Farm. Wilcox kümmerte sich allerdings wenig um das Erbe der Fremont. Zur Schaufel griff er nicht; nur hin und wieder las er Funde vom Boden auf: etwa blattdünn gearbeitete Steinwerkzeuge, durch die Licht schimmert, dekorierte Topffragmente oder zerknautschte Mokassins. Traf er Eindringlinge an, vertrieb er sie. Doch nicht, wie es die amerikanische

Presse glauben machen wollte, um heroisch historische Stätten zu verteidigen: »Ich wollte meinen Frieden«, erklärte er mir am Telefon. Fünfzig Jahre hat der Widerborst seine heilige Ruhe gehütet, gelegentlich mit Nachdruck, nämlich mit einer Schrotflinte.

Nach einer weiteren halben Stunde Fahrt hinunter ins Tal erreicht Springer die Einfahrt zum Ranchgebäude, das Wilcox bis vor vier Jahren bewohnte. Damals verkaufte der 74-Jährige das Tal an den Staat, um sich in einer zivilisierteren Gegend – mit weniger Schwarzbären und Klapperschlangen – niederzulassen. Jetzt lebt Corinne Springer hier und auch das ist ein Stück Idylle: ein aus Ziegelsteinen gesetztes Wohnhaus unter großen Ulmen, ein altes Wasserrad mit Stromgenerator, an einen Pfosten genagelt ein Rinderschädel, verfallende Blockhäuser nahebei. Ursprünglich sollte der 32 Kilometer lange Canyon mit seinen mehreren Seitentälern ein veritables Jagdgebiet abgeben, doch als Archäologen den Ort in Augenschein nahmen, staunten sie Bauklötze.

»Binnen Kurzem hatten wir über 200 Fundplätze entdeckt; allesamt unberührt: Ruinen, Werkzeuge, Scherben, gegerbtes Leder – all das lag auf dem Boden umher oder unter schützenden Felsüberhängen«, erzählt Springer nach wie vor sichtlich beeindruckt von der Erinnerung. Noch unter Ausschluss der Öffentlichkeit fanden

in den letzten vier Jahren im Sommer Begehungen statt. Springer erforscht das Gelände systematisch den Rest des Jahres über und hält, wie Wilcox, unerwünschte Fremde fern. »Es gibt vermutlich weit über tausend Orte, an denen wir Spuren der Fremont-Indianer finden werden«, glaubt sie.

Meister der Felskunst

Nach einem Marsch über Stock und Stein führt mich die Archäologin zu einem hohen Felsplateau unweit der Ranch. Dort liegt noch der ganze Haushaltsmüll eines Fremont-Dorfes über den Boden verstreut. »Solange wir das nicht dokumentieren können«, erklärt sie, »lassen wir die Funde liegen.« Mehrere Steinkreise markieren zusammengestürzte Grubenhäuser. In den Hängen über der kleinen Siedlung deutet sie auf einen aus Lehm und Fels gebauten Kornspeicher. »Da ist noch der Holzdeckel drauf – und Maiskolben findet man auch noch drin.«

Und auf allen Höhenlagen sieht man in den Fels geritzte Bilder: Spiralen, Bergschafe, Schlangen, und in Rot, Weiß, Gelb und Schwarz gemalte, abstrakte Symbole, Handabdrücke, Bärenatzen. Und immer wieder prangen trapezförmige Menschen an den Felsen, oftmals mit antennenähnlichem Kopfschmuck, die Erich von Däniken wahrscheinlich als Außerirdische im Raumanzug fehldeuten würde.

Die Bedeutung der Malerei, die unter den Kulturen des Südwestens der USA als ein Höhepunkt gilt, verschließt sich dem heutigen Betrachter weit gehend. »Es mag sein, dass einige Bemalungen rein dekorative Zwecke hatten«, erklärt Pam Miller vom Prehistoric Museum in Price, zwei Autostunden von Range Creek gelegen. Seit dreißig Jahren beschäftigt sie sich fast ausschließlich mit den Felsmalereien der Fremont. »Man sieht an den Felswänden immer wieder Kreuze, Rechtecke, Spiralen, Kreise und andere geometrische Formen. Mit Sicherheit«, erklärt Miller, »stellten einige der Felsmalereien aber für die Gemeinschaften wichtige Ereignisse dar, seien es Kriege, Feste, Bräuche oder Rituale. Nur welche, das wissen wir nicht.« Manche Bilder zeigen offenbar einfache astronomische Beobachtungen: Sonne, Mond und Sterne. Andere könnten zudem Zeichen für Fremde gewesen sein, die das Stammesgebiet markierten. Zum Beispiel jenes weiße Rechteck mit rotem Rand, das mir Springer hoch über dem Talboden von Range Creek zeigt (siehe Foto übernächste Seite).

DAS GESCHULTE AUGE DER ARCHÄOLOGIN entdeckt im Range Creek Canyon vielerorts Spuren des Indianeralltags wie Pfeilspitzen aus Feuerstein oder Tonscherben.



► Auch wenn die genaue Funktion der Malereien nicht bekannt ist, enthalten sie doch etliche Informationen. Oft sind die Menschen detailliert genug dargestellt, um Kleidung zu erkennen, außerdem diversen Kopfschmuck, Armreife, Ohrringe und selbst Frisuren. So lässt sich bei einigen weiblichen Figuren das zur Form der Kürbisblüte hochgesteckte Haar feststellen. Bei späteren Pueblo-kulturen wie den Hopi oder Zuni signalisiert diese Haartracht, das Mädchen sei in heiratsfähigem Alter. Andere Figuren wiederum sind als Jäger zu erkennen – sie umstehen bewaffnet Tiere, oftmals tragen sie selbst Tierhäute über ihren Körpern. Ohnehin spiegelt sich in den Malereien und Felszeichnungen eine profunde Kenntnis der Lebewesen in ihrer Umgebung: von Grizzlys über Eulen bis hin zu dem am häufigsten dargestellten Dickhornschaf

findet sich die jagbare Fauna der Zeit. Ein Felsbild in einem Nachbartal zeigt sogar eine schwangere Büffelkuh: Im Bauch trägt sie ein Kalb aus.

Andernorts mögen die Felszeichnungen und Malereien eindrucksvoller sein, und die Ruinen von Range Creek können nicht mit touristischen Attraktionen wie der Anasazi-Siedlung Mesa Verde mithalten. Doch erklärt Duncan Metcalfe, Professor für Archäologie an der University of Utah in Salt Lake City: »Dort haben Händler die Artefakte vor hundert Jahren tonnenweise davongekarrt.« In Range Creek dagegen öffnete sich das Fenster zum fragilen Mikrokosmos einer Nomadengesellschaft, die am Übergang zum sesshaften Leben stand. »Wir haben alles hier. Wir müssen es nur aufheben und ausgraben.« Bislang haben die Archäologen noch keinen einzigen Spatenstich getätigt. Da-

für lassen sich die ersten Funde durchaus sehen, wie Metcalfe in den Kellerarchiven des Museum of Natural History vorführt. Ihm liegt scheinbar viel an vier komplett erhaltenen Pfeilen. »Extrem selten«, flüstert er verzückt. Ein Archäologiestudent hatte sie in einer Höhle gefunden.

»Rund 250 Menschen haben schätzungsweise ständig hier gelebt«, erklärt Springer, als wir zurück zur Ranch durch indianisches Reisgras stapfen, das an Hafer erinnert und das die Fremont hier einst anbauten. Niemand weiß indes, warum sie um 1300 unvermittelt ihre angestammten Plätze aufgeben – und wo sie abblieben. Doch Range Creek gibt bereits erste Hinweise: Einige Häuser liegen auf unwirtlichen Höhengraten. Kornspeicher an Felshängen waren oft nur über Leitern erreichbar. »Es könnte sein«, erklärt die Archäologin, »dass sich die Fremont allmählich an immer unzugänglichere Orte zurückzogen, weil feindliche Stämme durch das Tal kamen.« Denn im ausgehenden 13. Jahrhundert plagte die Region, wie Baumringe zeigen, eine katastrophale Dürre, die vielleicht den Kampf um Ressourcen entfachte.

Frieden, bis die Dürre kam

Diese Sicht der Dinge ergänzt eine Beobachtung des Spaniers Pedro Castenadas, der 1540, nur rund zweihundert Jahre, nachdem die Fremont weit gehend verschwunden waren, mit der groß angelegten Coronado-Expedition nach New Mexico kam. Dort sah er, wie ein Nomadenstamm, vermutlich Ute, im Winter um Pueblosiedlungen herum lagerte. »Die Bewohner«, schrieb er, »wagen es aber nicht, sie in ihre Häuser zu lassen, da man ihnen nicht traut. Obwohl sie als Freunde empfangen werden und sie mit ihnen Handel treiben, dürfen sie in ihren Dörfern nicht übernachten.« Andere Aufzeichnungen der nächsten 200 Jahre belegen, dass diese Indianer zwar oft friedlich Waren tauschten, Dörfer aber auch immer wieder über-

AUCH IM RANGE CREEK CANYON

prangen wie an anderen Fremont-Fundstellen an Felswänden Darstellungen von Menschen (unten) oder Tieren (oben eine Bärenkatze). Die Archäologin Corinne Springer meint lapidar: »Offenbar hatten die Fremont viel Muße, Bilder zu malen.«





DAN TUFFS

fielen. Springer und andere halten es jetzt für möglich, dass die Fremont, als es genug Wild und bestellbares Land für alle gab, eine Zeitlang friedlich mit neu hereindrängenden Stämmen Seite an Seite lebten, bis schließlich die große Dürre kam und all dem ein Ende bereitete.

Wohin aber zogen sie? Springer blättert in ihrem Ranchhaus am frühen Abend bei flackerndem Gaslicht einen bunten Bildband durch, der Artefakte jener Stämme zeigt, die nach ihnen kamen: der schon genannten Ute, der Shoshone, der Paiute. Allesamt waren sie Nomaden und Jäger. Sie leben noch bis heute in Utah, vor allem in weitläufigen, sich über die Wüstenwildnis erstreckenden Reservaten. Diese Stämme sehen die Fremont als ihre Vorfahren an. Demnach hätten sich die Indianer keineswegs aus dem Staub gemacht, sondern nur ihre Lebensweise geändert, den Ackerbau aufgegeben und sich erneut auf die Jagd verlegt.

»Möglich«, meint Springer vorsichtig, als handle es sich um ein Politikum. Doch Shawn Carlyle, derzeit Dozent für Anthropologie an der University of Utah, glaubt, dass die Fremont-Indianer nach Süden gezogen sind. Seine genetischen Untersuchungen zeigen seines Erachtens eine weit engere Verwandtschaft mit den Puebloindianern Arizonas und New Mexi-

cos, als mit den in Utah umherstreifenden Stämmen.

Doch das sehen die Indianer Utahs anders. Vertreter ihrer Stämme haben Ansprüche auf Begräbnisstätten in Range Creek Canyon angemeldet. In ihren Augen sind sie heiliger Grund und Boden ihrer Ahnen. Die Wissenschaftler, die bislang keines der Gräber angerührt haben, sehen in ihnen dagegen eine wichtige Informationsquelle. Dieser Interessenkonflikt hat in den USA eine traurige Tradition. Ein spezielles Gesetz erlaubt es Indianern ausdrücklich, sterbliche Überreste ihrer Ahnen nach ihren Sitten zu bestatten, der »Native American Graves Protection and Repatriation Act«.

Wem gehören die Indianergräber?

Carlyles DNS-Studie der Fremont kommt den Indianervertretern sicher äußerst ungenehm. Michael Brewster, Archäologe und selbst Paiute, wütet frustriert: »Diese Forscher sehen ständig nur sich selbst; die spirituelle Perspektive der Indianer bleibt ihnen völlig fremd.« Und Kevin Jones, leitender Archäologe des Staates Utah, schießt nicht weniger verdrossen zurück: »Da prallen schlicht Weltanschauung und Wissenschaft aufeinander.«

Vier oder fünf Gräber haben die Archäologen bislang in Range Creek gefunden.

DEN »FERNSEHER« nannte der ehemalige Besitzer des Canyons dieses Bild, das hoch über dem Talgrund wie eine stilisierte Sonne prangt. Vielleicht sollte das Symbol das Stammesgebiet markieren und Fremde warnen.

Doch Springer hat Besucher bewusst nicht dorthin geführt. Ein Foto mit einem von Erosion freigelegten Schädel erhitze vor einiger Zeit die Gemüter zu sehr. Das sei ein weiterer Grund, meint Springer, während sie im Schaukelstuhl am Kaminfeuer wippt, weshalb man den Zugang zu dem Canyon stark reglementieren müsse. Überhaupt sollten so wenig Menschen wie möglich dorthin kommen. Denn ansonsten würde es dem abgeschiedenen Canyon, den nur Wanderer nach beschwerlicher Anfahrt betreten dürfen, ergehen wie anderen archäologischen Fundorten im Südwesten auch. »Nach drei Jahren wären alle Oberflächenfunde verschwunden, dann würde ich die ersten Löcher von Raubgrabungen finden. Und in zehn Jahren hätte ich hier nichts mehr zu suchen.«

HUBERTUS BREUER ist Wissenschaftsjournalist in New York.

